

Michael Hochschild

Dr. rer. soc. Dr. phil. Michael Hochschild, geb. 1967 in Mainz, hat Philosophie, Theologie und Soziologie studiert und bei Niklas Luhmann und Franz-Xaver Kaufmann in Bielefeld promoviert. Seit 2003 ist er Lehrstuhlinhaber für Zeitdiagnostik an der Nationalen Stiftung der Politikwissenschaften, Paris (GESP).



Michael Hochschild

Selbstsäkularisierung der Klöster?

Ort und Grenze der geistlichen Krise in den Klöstern

Es könnte den Klöstern zweifelsohne besser gehen. Sie könnten zum Beispiel wieder mehr Nachwuchs haben und ihre neueren Sparzwänge müssten hier und da auch nicht gar so schmerzlich ausfallen. Umso beeindruckender ist, wie viel in den Klöstern von wenigem (und älterem) Personal dennoch bei der Erhaltung des Klosters, seiner pastoralen und kulturellen wie ökonomischen Aufgaben geleistet wird. Oder ist das weniger Grund zur Freude als zur Besorgnis, weil über die Arbeit das Gebet vernachlässigt wird?

Die These der geistlichen Krise muss man prüfen, nicht glauben!

Es gibt ernsthafte Stimmen aus dem Kloster, die in der möglichen Überspannung der Arbeit eine Zerreißprobe der Klöster verorten und von einer geistlichen Krise der Klöster sprechen.¹ Weil der langjährige Krisendiskurs in

der Kirche immer noch geläufiger ist als seine Unterbrechung zum Ziel der Wiederherstellung objektiver Realitätswahrnehmung, wird man auch ohne genaue wie zuverlässige und empirische Kenntnisse dieser These von der geistlichen Krise leichter Hand zustimmen.

Umso wichtiger ist es, die These vorurteilsfrei zu prüfen. Schon dieses Anliegen der analytischen Nüchternheit fordert allerdings einen anderen Umgang mit der These als wir ihn krisenbedingt gewohnt sind: Geprüft werden muss nicht nur, ob die geistliche Krise hinreichend begründet ist, sondern auch die Reichweite der Gründe wie der Verhältnisse. Es kann nur einen Ort der geistlichen Krise in den Klöstern geben, wenn er zugleich auch Grenzen hat; ansonsten handelt es sich nicht um einen Ort, sondern um einen Gemeinplatz, der als Subkonversation der Dauerkrise schlechterdings nicht mehr negierbar, daher auch nicht wahrheitsfähig ist.² In

einer Krise gibt es kein Ende ohne Anfang, keine Gründe ohne Bedingungen und keine Bedingungen ohne Grenzen. Zur Beantwortung der Frage nach Ort und Grenzen der geistlichen Krise in den Klöstern kann man einen Blick auf die Befunde und Ergebnisse des Forschungsprojekts „Elastische Tradition“ werfen, das 2011 und 2012 in ausgewählten Benediktinerklöstern in Deutschland, Österreich und Ungarn stattfand. Im Rahmen dieser Studie wurde eine Bestandsaufnahme der Klöster mit eigens dafür konstruierten Methoden der Biometrie vorgenommen; wissend um die verschiedenen Bedeutungswelten des Klosters aus Religion, Ökonomie, Psychologie und Soziologie und ihrer quantitativen wie qualitativen Dimensionen.³ Ab Herbst 2013 wird dieses Forschungsprojekt als dreijährige Langzeitstudie in erweitertem, internationalen Kreis (aus Stadt- und Landklöstern, Benediktinern und Zisterziensern, Frauen- wie Männerklöstern) fortgeführt, denn wenn man weiß, wie es ist, wird es umso wichtiger zu wissen, wie es weiter geht. Dass ein Kloster heute nicht mehr ist, wie es einmal war, wissen wir; nicht aber, wie es sich heute entwickelt.

Mit Hilfe der biometrischen Verfahren dieses Forschungsprojekts gelingt es sozusagen den Puls eines Klosters zu messen.⁴ Das einstweilige Ergebnis: In der Tendenz geben die Klöster eher schwache Lebenszeichen von sich, empirisches Zeichen ihrer Krise; wobei Krise hier ganz allgemein verstanden wird als Zustand herabgesetzter Funktionstüchtigkeit des Gesamtorganismus Kloster. In der Regel steigt der Puls der Klöster und damit ihre Lebenskraft vor allem im Kontakt mit ihrer Um-

welt aus Sympathisanten. Es gibt aber auch Ausnahmen, wo im einen oder anderen Kloster dieser Umweltkontakt sogar zu einem strapaziösen und sprichwörtlichen Belastungspuls führt. Diesen Klöstern wünscht man dann von daher mehr Ruhe; den anderen eher etwas mehr Bewegung. Der Unterschied zwischen allzu niedrigem Ruhepuls der Klöster und ihrem Belastungspuls spricht zunächst einmal dafür, dass man sich von außen (gerne!) gefordert fühlt, nicht aber von innen. Wären die Klöster so autonom und nach außen zur Welt abgeschlossen, wie es immer noch (contrafaktisch) heißt, sie müssten mehrheitlich im Moment auf die Kräfte ihrer vitalisierenden Umwelt verzichten und würden dadurch ihre Krise sogar noch verschärfen. Aller Krise zum Trotz: So schlecht kann es um das Geleistete (vor allem im Kontakt mit der Umwelt) also gar nicht stehen.

Das Wertschätzungsgefälle zwischen Arbeit und Spiritualität

Aber gerade deshalb muss man nachfragen, warum die Klöster anscheinend nicht aus sich selbst heraus stärker überlebensfähig sind? Diesbezüglich ist ein weiterer Befund der Studie mit Besorgnis zur Kenntnis nehmen: Die Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters (aus Lectio divina, Chorgebet, Eucharistie, Liturgie, Klostergemeinschaft) liegt aufseiten der Mönche in keinem Fall an der Spitze der Klostereinrichtungen. Spitzenreiter sind eher Einrichtungen und Aktivitäten aus dem kulturellen oder ökonomischen Feld wie ein Bildungshaus, die Schule oder der Klosterladen bzw. die Klosterbuchhandlung. In der



Regel liegen auch die verschiedenen Arbeitsbereiche in der Wertschätzung noch über dem religiös-monastischen Bereich. Sehr vereinfacht gesagt ist man als Mönch eher stolz auf seine Arbeit und mehr unzufrieden bei der Gestaltung des monastisch-religiösen Klosterlebens. Wenn man vor diesem Hintergrund weiterhin notiert, dass die *Lectio divina* (nicht im Gesamt des monastischen Teilbereichs, sondern als einzelne Aktivität) bei allen Klöstern fast durchweg auf den hintersten Plätzen der Wertschätzung liegt, kann man nicht länger vermeiden von einem Befund der geistlichen Krise zu sprechen. Erhörend kommt hinzu, dass dieses Wertschätzungsgefälle zwischen Arbeit und Spiritualität auch aufseiten der Angestellten des Klosters besteht. Vereinzelt verbirgt sich dahinter eine Arbeitsplatzkritik. Damit ist zunächst gemeint, dass es den Angestellten zuweilen an Kooperation mit den (allzu beschäftigten) Mönchen fehlt und sie sich darüber hinaus beklagen, das Leistungsethos der Mönche teilen zu sollen, ohne aber wie die Mönche zu wissen, zu welchem Ganzen der eigene Beitrag dient. Was aber noch nachdenklicher macht ist, dass den Angestellten ihr Bewusstsein vom Kloster als ganz besonderen Arbeitgeber im Weg steht. Wo sie sich „soft skills“ wie Zuhören und Verstehen erwarten, treffen sie ihrer Meinung nach auf Management und Auftragskommunikation. Das führt dazu, dass sich die Angestellten die Mönche als ihre Chefs gar nicht mehr anders vorstellen können und ihnen von daher sogar eine seelsorgliche Kompetenz absprechen. Mit dem Ergebnis, dass die Angestellten in den meisten Fällen ihr Kloster nicht als geistliches Zentrum

wahrnehmen. Weil Angestellte aber die ersten oder die letzten Sympathisanten eines Klosters sein können, ist das in jedem Fall eine verspielte Chance auf eine öffentliche Wahrnehmung des Klosters als Kloster.

Der Befund der geistlichen Krise ist relativ eindeutig, aber die Konsequenzen für die Klöster sind mehrdeutig

Der empirische Befund einer geistlichen Krise in den Klöstern ist demzufolge relativ eindeutig, wenngleich zwischen den Klöstern durchaus relevante Unterschiede bestehen. Im einen Kloster sind die empirischen Indikatoren dieser Krise stärker ausgebildet als in einem anderen Kloster. Schon diese magere Eindeutigkeit macht es eigentlich unmöglich sogleich mit einer konzeptionellen Interpretation zu reagieren und den Klöstern differenzierungslos eine entleerende Säkularisierung nachzusagen.⁵ Aus Gründen der Realität (und der Fairness) muss man bei einer Interpretation des Befundes einer geistlichen Krise berücksichtigen, dass die Klöster nicht wie ein Ei dem anderen gleichen. In einem Kulturkloster wie Melk herrscht selbstverständlich ein anderes religiös-monastisches Selbstverständnis vor als in einem Kultkloster wie Beuron. Die geistliche Krise trifft denn auch ein Kulturkloster weniger als ein Kultkloster, noch dazu verschieden. Hinzukommt, dass die Klöster bereits an sich nie nur als Gebetstempel gemeint waren. Wozu hätte es sonst des *ora et labora* bedurft? Arbeit und Gebet stehen im Kloster nicht nur in einer engen, sondern sie befinden sich auch in einer organischen Beziehung miteinander. Für eine allgemeine Krisendiagnose des Klosters kann

man daher nicht von einem der konstitutiven Elemente absehen; vom Gebet genauso wenig wie von der Arbeit.

Wenn mehr gearbeitet wird, wird nicht weniger (zufrieden) gebetet – umgekehrt gilt das schon. Warum?

Wichtiger noch als die Beachtung der Arbeit einerseits und des Gebets andererseits: Man muss das „et“ berücksichtigen! Vor allem das doppelte; es bedeutet nämlich: Ein Kloster ist ein Kloster, wenn darin gebetet, gearbeitet und gelesen wird; ora et labora et lege. Noch genauer gesagt: Wenn darin *sowohl* gebetet *als auch* gearbeitet und gelesen wird. Es heißt nicht: Wenn mehr gebetet und gelesen als gearbeitet wird oder wenn mindestens so viel gebetet wird wie gearbeitet. Es gibt dabei keine Vorzugsaktivität, weil sie alle erst zusammen das Ganze und für die monastische Lebensform Entscheidende schaffen: Es geht darum, im Kloster ein Leben im Gleichgewicht aus diesen einzelnen Aktivitäten zu führen. Wenn ein Kloster daher erst im Dreiklang entsteht und lebt, kann die Gesamtmelodie aber auch auf keine Einzelstimme zugunsten einer anderen verzichten; sonst kommt das Gleichgewicht ins Rutschen. Wenn etwa zu viel gearbeitet und deshalb (!) weniger gebetet würde. Dafür gibt es aber keinerlei statistische Hinweise. Ganz einfach ausgedrückt heißt das: Selbst wenn überall ständig viel gearbeitet wird, ist das nicht der entscheidende Grund dafür, das Gebet zu vernachlässigen; dafür gibt es andere, weniger offensichtlichere Gründe. Sie liegen in der sozialen Komplexität eines Klosters, insbesondere in dessen Zusammenspiel sozialer Formen.

Zunächst muss man aber feststellen: Anders als beim Thema „Individualisierung und Arbeitszeit“, wonach weniger kompakte Arbeitszeit die ohnehin hohen Individualisierungsbestrebungen der Mönche nur noch mehr provoziert,⁶ gibt es zwischen der (relativ geringeren) Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den (höher geschätzten) verschiedenen Arbeitsfeldern keinen signifikanten positiven Zusammenhang. Es entbehrt jeder empirischen Grundlage zu behaupten, dass, wenn mehr gearbeitet würde, deshalb weniger gebetet würde oder die entsprechende Wertschätzung des Gebetslebens sinkt. Faktisch wird einfach nur weniger geschlafen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In umgekehrter Richtung, also dann, wenn weniger (zufrieden) gebetet und mehr gearbeitet wird, gilt der Zusammenhang indes schon. Es gibt zwischen der Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den Arbeitsfeldern zwar keinen positiven, dafür jedoch einen negativen Zusammenhang: Wo die Wertschätzung für den religiös-monastischen Bereich sinkt, steigt zugleich die Bedeutung der Arbeit. Der Grund liegt jedoch weder im Religiösen noch in der Arbeit, sondern in der jeweiligen sozialen Form der Veranstaltung, kurzum bei der Klostersgemeinschaft. Im Kloster kann

(und soll) alleine gearbeitet werden, das Gebet findet aber in der Regel gemeinsam statt. Und daraus folgt: Wenn weniger Vergemeinschaftung im Kloster stattfindet, kommt es automatisch zu mehr Vereinzelung; davon profitiert das Arbeitsleben. Darauf bezieht sich der negative Zusammenhang zwischen der Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den Arbeitsfeldern. Dass es keinen entsprechend positiven Zusammenhang gibt, meint dann: Unter steigender Vereinzelung bei der Arbeit leidet die Gemeinschaft nicht genauso zwingend, weil sie zwar seltener in Erscheinung tritt, aber gerade dann besonders geschätzt werden kann. Das gehört zum Paradox der Individualisierung unserer Tage seit den 1990er Jahren, nicht nur im Kloster, sondern auch außerhalb.⁷

Die geistliche Krise problematisiert die Gemeinschaft, nicht die Verweltlichung des Klosters.

Der Blick auf diese (statistisch signifikanten) Korrelationen zeigt deshalb, dass die geistliche Krise mehr ein Problem der klösterlichen Vergemeinschaftung signalisiert als sie die Verweltlichung der Klöster zum Ausdruck bringt. Wäre die Verweltlichung das Problem der geistlichen Krise, dann genügte es, wenn sich die Klöster mehr entweltlichten, also das Gebet stärken, darüber hinaus zum Beispiel die Internetverbindung kappen, auf unentbehrliche Angestellte verzichten und die Umwelt auf Distanz halten. Dass das in einem hoch vernetzten Kloster von heute kaum möglich und noch dazu nicht einmal geraten ist, weil sie zurzeit den vitalisierenden Kontakt zur Umwelt

in der Regel gut gebrauchen können, spricht dagegen. Eine Entweltlichung brächte vielleicht mehr Chordisziplin, aber kaum weniger innere Immigration der Mönche beim Chorgebet und schon gar keine geringere Individualisierung.⁸ Tatsächlich betreiben die Klöster längst eine Selbstsäkularisierung, aber an einer ganz anderen Stelle: im Klostergarten! Unter Säkularisierung verstehen wir gemeinhin die Verdiesseitigung des Jenseitigen.⁹ Genau darauf läuft die steigende Bedeutung des Klostergartens als Oase der Ruhe, d. h. als „Vorzimmer des Paradieses“¹⁰ bei Mönchen und Sympathisanten hinaus. Die entsprechenden Wertschätzungen liegen von daher auch überdurchschnittlich hoch. Man schätzt es eben sehr, wenn man mit dem Klostergarten einen Ort hat, der im Vergleich zum Rest des Klosters entrückt wirkt. Noch dazu eignet er sich für alle verschiedenen Sozialformen und Rhythmen gleichermaßen. Man kann alleine wie gemeinsam flanieren, öfter und seltener. Der Klostergarten bietet insofern nicht nur angenehme Säkularisierungserfahrungen, sondern auch eine Utopie der Freiheit. Selbst vor der geistlichen Krise wird man dort verschont, denn damit hat er nichts zu tun. Als Exempel der Selbstsäkularisierung der Klöster bietet der Klostergarten weder Grund zur Sorge noch Material für die geistliche Krise in den Klöstern.

Mitten in der geistlichen Krise wird das Kloster als geistliches Zentrum geschätzt –(k)ein Widerspruch!

Das Konzept der Selbstsäkularisierung lässt sich auch nicht auf das Kloster von heute als solches erweitern und anwenden. Selbst wenn man aufgrund

der geistlichen Krise in den Klöstern davon ausgehen kann, dass das geistliche Leben der Mönche (durch gemeinschaftsbildende Maßnahmen) gestärkt werden könnte, ist es voreilig daraus den Schluss zu ziehen, es gäbe im Kloster kein geistliches Zentrum. Im Rahmen der Studie hat sich zwar gezeigt, dass die Angestellten das Kloster eher selten als geistliches Zentrum wahrnehmen. Aber das gilt nicht für die Mönche und erst recht nicht für die Sympathisanten. Im Allgemeinen liegt deren Wertschätzung des Klosters als geistliches Zentrum über dem Durchschnitt aller sonstigen klösterlichen Einrichtungen. Das ist ein gutes Zeichen für das spirituelle Selbstbewusstsein des Klosters.

Aber widerspricht das nicht der geistlichen Krise in den Klöstern? Und erst recht der klösterlichen Praxis aufseiten der Mönche? Ja, der Widerspruch ist unbestreitbar. Aber er ist an unausgesprochene Bedingungen geknüpft. Er besteht, solange man davon ausgeht, dass das Kloster ein geistliches Zentrum ist, weil es Mönche gibt, die *im* Kloster leben und Sympathisanten, die *von außen* ins Kloster kommen. Die Antwort auf die Frage, ob ein Kloster ein geistliches Zentrum ist, wäre allerdings vorweggenommen, wenn man von vornherein unterstellt, dass jedes Kloster automatisch ein Zentrum und eine Peripherie hat und diese sich entsprechend der Gruppierungen von Mönchen und Sympathisanten aufteilen. Woher weiß man aber, dass das der Fall ist? Eigentlich müsste man jegliches Sozialverhalten in Bezug auf das Kloster unbefangen studieren, um überhaupt ein Zentrum von seinen Rändern faktisch unterscheiden zu können. Es kann zunächst einmal kein Zentrum

ohne seine Peripherie geben, genauso wie es keine Peripherie ohne Zentrum gibt. Wo die Grenze zwischen Zentrum und Peripherie verläuft, hängt davon ab, wie intensiv (miteinander) gelebt und Erfahrungen, Zeit und Werte geteilt werden. Im Rahmen der Studie hat die Sozialraumanalyse allerdings gezeigt, dass (immer)¹¹ dort, wo es ein Zentrum mit Peripherie gibt, die Verhältnisse von innen und außen nicht zwingend identisch sind mit den Gruppierungen der Mönche und Sympathisanten. Oftmals bestehen z. B. bei den Sympathisanten zum Teil stärkere Klosterbindungen als bei den Mönchen. Sie machen zuweilen auch stärkere Differenzenerfahrungen, d. h. sie erleben den religiösen Bruch des Klosters mit der Welt stärker als die Mönche. Darüber hinaus ist ihr Engagement für klösterliche Aktivitäten meist nicht geringer als das der Mönche. So entsteht bei dem einen oder anderen Kloster der Eindruck, dass die Sympathisanten längst das Zentrum bevölkern während die Mönche sich eher in die Peripherie zurückgezogen haben. Ist das nun automatisch eine Katastrophe? Nein, denn wie man das zu beurteilen hat, hängt nicht in erster Linie vom (partiellen) Rollenwechsel der Sympathisanten und Mönche ab, sondern von dessen Ergebnis – nämlich der geistlichen Vitalisierung des Klosters.

Deshalb liegt in der relativ hohen Wertschätzung des Klosters als geistlichem Zentrum auch kein Widerspruch zur Praxis der Mönche oder dem Befund der geistlichen Krise. Das Kloster wird auch dort als geistliches Zentrum geschätzt, wo es zwischen Mönchen und Sympathisanten zu einer Umverteilung zwischen innen und außen kommt und die religiöse Dichte im Zentrum auf

diese Weise weiterhin garantiert wird. Im Rahmen der geistlichen Krise der Klöster und im Zusammenhang mit den Nachwuchsschwierigkeiten im Kloster erscheint diese Umverteilung von innen und außen als zeitgemäße Antwort auf die Frage nach der Zukunftssicherung der Klöster.

Wenn Klöster sich jedoch nicht mehr lückenlos an die Unterscheidung von innen und außen halten (müssen), weil die Welt im Kloster ist und das Kloster in der Welt, verlieren einschlägige Wahrnehmungsgewohnheiten an Plausibilität: Das Kloster ist dann keine Gegenwelt mehr. Es ist aber auch nicht einfach nur Teil der Welt. Das klingt nach einseitiger Übernahme und insofern nach Säkularisierung. Man mag darüber streiten, wie stark die Gesellschaft heute noch säkularisiert ist, aber wenn sich das Kloster als geistliches Zentrum über diese neue Grenzziehung revitalisiert, findet genau das Gegenteil seiner Verweltlichung statt; selbst wenn es dazu auf Kräfte aus der Gesellschaft zurückgreift. Künftig wird man das Kloster besser als eigene Welt mit eigenem Rhythmus beschreiben können.

Das Kloster verschwindet mit der geistlichen Krise nicht, sondern es transformiert sich.

Es zeigt sich einmal mehr: Krisen sind auch bei Klöstern der Turbo für die Weiterentwicklung. Denn am Beispiel des Klosters als geistlichem Zentrum wird deutlich, dass es neuen Akteuren mit neuen Kooperationen gelingt, eine altherwürdige Qualität des Klosters neu zu beleben. Das Kloster verschwindet mit der geistlichen Krise nicht, sondern es transformiert sich.

Mit allem, was das Kloster momentan tut, bricht für den gegenwärtig Aufmerksamen nie nur Vergangenheit ab, sondern auch immer Zukunft an – eine Art ständiges „Werden im Vergehen“ nannte Hölderlin das.¹² Dass das eine Kloster mal mehr wird und das andere mal schneller vergeht, heißt aber auch noch etwas anderes. Es bedeutet: Die Klöster haben nicht ein und dasselbe Problem (mit der Welt, nämlich Säkularisierung), sondern verschiedene, je eigene Probleme.¹³ Im einen Kloster mangelt es heute z. B. an Gelegenheitsstrukturen für seine Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft, das andere tut sich eher mit seinen Motivationsstrukturen schwer. Problematisch ist das eine wie das andere. Trotz aller Unterschiedlichkeit läuft das sogar aufs Gleiche hinaus: Entweder fehlt die Brücke in die Welt oder in der Gemeinschaft, so dass das Klosterleben darunter leidet. Sich nur an diesem Symptom des klösterlichen Unbehagens zu orientieren, hilft jedoch bei den anstehenden Transformationsprozessen nicht weiter. Es ersetzt die exakte Analyse eines Problems durch den Blick auf seine generalisierende Wirkung. Auf diese Weise wird es den Klöstern in der Zukunft kaum besser gehen. Sie finden nicht einmal den Schlüssel zur Lösung des Problems der geistlichen Krise, solange sie deren Bedingungen und Grenzen in der altmodischen Idee einer heillosen Welt statt in ihrer heutigen Welt vor Ort suchen.

.....

1 In dieser Weise meldet starke Bedenken an: T. Kardong, Work and prayer, in: The American Benedictine review, 62/4 (2011) 430-453.

- 2 Zur Differenzierung siehe J.-P. Sartre, GW, IV, Hamburg 1986, 87f.
- 3 Ausführlicher vgl. M. Hochschild, Benediktiner zwischen Kontinuität und Wandel. Erkenntnisse aus einem internationalen Forschungsprojekt, in: *Erbe und Auftrag* 1 (2013) 23-45.
- 4 Ausführlicher siehe M. Hochschild, Am benediktinischen Puls der Zeit. Biometrische Beobachtungen des Klosters (1), in: *Erbe und Auftrag* 2 (2013) 216-219.
- 5 Hinzu kommt: Säkularisierung gilt inzwischen selbst in der Soziologie als problematisches Konzept; siehe F.-X. Kaufmann, Umstrittene Säkularisierung, in: *Stimmen der Zeit* 2 (2013) 137-140. Alles andere wäre in einer postsäkularen Gesellschaft von heute auch mehr als fragwürdig.
- 6 Vgl. M. Hochschild, *Klostergemeinschaft? Wenn weniger mehr ist!* Biometrische Beobachtungen des Klosters (2), erscheint in: *Erbe und Auftrag* 3 (2013).
- 7 Vgl. K.O. Hondrich, Hinter dem Rücken der Individuen – Gemeinschaftsbildung ohne Ende, in: Cl. Honegger u. a. (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Opladen 1999, 247-257.
- 8 Zweifelsohne herrscht in geschlossenen religiösen Milieus wie sie eher in Frankreich als in Deutschland existieren, mehr Chordisziplin in den Klöstern. Die Frage ist aber auch, wie sehr das eine Folge sozialer Kontrolle ist? Schon zu mutmaßen, dass es sich bei einer wenig stabilen Chordisziplin um tendenziell deutsche beziehungsweise österreichische Krisenphänomene handelte, die aufgrund der hohen Chordisziplin zum Beispiel in Frankreich oder anderswo so nicht bestehen, wäre mindestens leichtsinnig. Gefragt wurde im Rahmen des Forschungsprojekts nämlich nicht direkt nach der religiösen Praxis des einzelnen. Das führt bekannter Weise zu Antworten sozialer Erwünschtheit. Selbst in einem anonymen Interview will kein Mönch vor sich ein schlechtes Bild abgeben. Gefragt wurde vielmehr indirekt vermittels eines dafür entwickelten linguistischen Verfahrens (Assoziationstests), das zum Beispiel innere Emigration bei gleichzeitig starker Chordisziplin nachweisen kann. Sichtbare Chordisziplin ist insofern noch kein Garant für erfülltes religiöses Klosterleben. Der Untersuchung zufolge gibt es nämlich auch im deutschsprachigen Raum Konvente mit hoher Chordisziplin, die jedoch genauso hoch innerlich emigrieren. In den Interviews ist dann zum Beispiel die Rede von einer „betonierte Liturgie“.
- 9 So H.-J. Höhn, *Krise der Immanenz*, Frankfurt am Main 1996, 8.
- 10 Einschlägig auch dafür das allgemeine Lehrbuch von H. v. Trotha, *Gartenkunst. Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies*, Berlin 2012.
- 11 In der Tat differenzieren sich nicht alle Klöster entsprechend des Schemas von Zentrum und Peripherie; im besten Fall heißt es dann, man sei ein „offenes Kloster“. So begrüßenswert das auf der einen Seite ist, so fraglich ist das auf der anderen Seite: Es findet zwar keine künstliche Abschottung von der Umwelt statt, aber wenn fast alle fast Alles miteinander teilen (können), lösen sich Unterschiede und Grenzen auf und die Offenheit mutiert zur Unverbindlichkeit; im schlimmsten Fall wird daraus eine schleichende Selbstauflösung des Klosters.
- 12 Für seine kirchensoziologische Anwendung siehe ausführlicher M. Hochschild, *Beobachtungen der Kirche 2. Vom Werden im Vergehen*, Münster 2005.
- 13 Aus dem dezentralen Klosterwesen geht auch hervor: Nur wer eigene Probleme hat, hat auch eine eigene Identität. Allen Klöstern (mit der Säkularisierung zum Beispiel) dasselbe Bezugsproblem zu unterstellen, missachtet insofern das Strukturprinzip ihrer Organisation. Es geht aber auch am Selbstverständnis vorbei: Zwar leben alle Klöster nach der RB, aber sie leben nicht nur sehr verschieden damit, sondern legen vor allem Wert darauf, dass sie als Kloster eigentlich unvergleichlich seien. Die Befunde aus der Biometrie der Klöster haben die Bedeutung der jeweiligen Eigenwirklichkeit bestätigt.

Paulus Terwitte OFMCap

Br. Paulus Terwitte OFMCap, geboren 1959, lebt in Frankfurt am Main. Er ist Guardian der örtlichen Kapuzinergemeinschaft, wirkt als Seelsorger in der Liebfrauenkirche und setzt sich als Buchautor, in Radio, Fernsehen und im Internet mit kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen auseinander.



Paulus Terwitte OFMCap

Geht ihr nicht, so bleibt ihr nicht (vgl. Jes 7,9)

Die Säkularisierung provoziert Mut und Wegtreue.
Ein Zwischenruf

Bis heute staunen Menschen, was wir Ordensleute „auch“ alles haben. Dahinter steckt die Erwartung, im Orden „dürfe“ man Dies und Jenes nicht haben oder tun. Geistliches Leben erscheint wie eine Verbotzone für alles, was „glücklich“ macht. Mancher Frager war bis vor Jahren geradezu erleichtert, wenn ihm dann geantwortet wurde, dass es im Kloster „natürlich“ auch Fernsehen und Internet gebe und man auch Urlaub machen könne. Die Zeiten haben sich geändert. Weil heute aber jeder (scheinbar) alles haben kann, reagieren die Fragenden bei solchen Antworten eher enttäuscht. Denn wenn im Ordensleben alles erlaubt ist, was ist dann noch so „anders“ daran?

Brüder und Schwestern vom Weg

Alles erlaubt? Das stimmt sicher nicht. Genauso wenig übrigens, wie in der Ehe alles erlaubt ist. Und selbst einem Single ist längst nicht so viel erlaubt, wie die Phantasie es denen vorgaukelt, die darin ein Lebenskonzept entdecken wollen. Und trotzdem hat der säkulare Zeitgeist diese drei Lebensformen erwischt, und zwar so sehr, dass kaum noch jemand – in welcher dieser Lebensformen auch immer – Frieden darin finden zu können meint. Es ist jener Zeitgeist, der nirgendwo mehr Sinn und Ziel sieht, um derentwegen sich die Mühe von Konzentration und energie-